



»Feigheit macht jede Staatsform zur Diktatur«

Ein Gespräch mit den Initiatoren und Vorstandsmitgliedern der Wolfgang-Staudte-Gesellschaft
Uschi Schmidt-Lenhard und Andreas Lenhard

Der 1906 in Saarbrücken geborene Wolfgang Staudte war einer der wichtigsten Filmregisseure der Nachkriegszeit. Mit *Die Mörder sind unter uns* drehte er 1946 den ersten deutschen Nachkriegsfilm überhaupt. Es folgten viele politisch und gesellschaftlich relevante Kinofilme wie *Der Untertan* (1951), *Rosen für den Staatsanwalt* (1959) oder *Kirmes* (1960) und *Herrenpartie* (1963). Als »meist beschäftigter« Regisseur beim Fernsehen lieferte er u. a. Produktionen wie *Der Seewolf* (1971), *MS Franziska* (1977) und diverse *Tatorte*.

Der Auslöser Ihrer Beschäftigung mit Wolfgang Staudte war sicher nicht allein die Tatsache, daß er in Saarbrücken geboren wurde. Was hat dieses Interesse an der Person beziehungsweise an dem Regisseur begründet?

Uschi Schmidt-Lenhard: Nun, wichtig war dieses Detail schon. Wenn man einem Fernsehsender ein Thema anbieten will, ist es sehr nützlich, einen konkreten Bezug nehmen zu können. Einen aktuellen Anlaß, ein Jubiläum, irgendein Argument, das einem Redakteur einleuchtet, der begründen muß, warum er dieses Thema ins Programm nehmen will. Das war damals Staudtes Geburt in Saarbrücken, als räumlicher Grund einerseits, und daß er 1996 seinen 90. Geburtstag gehabt hätte, als aktueller zeitlicher Anlaß andererseits. Neben dem Film, den ich dann gemeinsam mit Rüdiger Mörsdorf vom SR für die ARD gemacht habe, haben wir für die Stadt Saarbrücken im Filmhaus eine Ausstellung und eine Kino-Veranstaltung organisiert, zusammen mit Albrecht Stuby. Seit dieser Zeit habe ich mich immer wieder, in verschiedenen Publikationen, mit Staudte beschäftigt, weil ich von dem, was ich bei der Recherche über Staudte erfuhr, zunehmend auch persönlich beeindruckt war.

Andreas Lenhard: Ich habe mich erst allmählich von dieser Begeisterung anstecken lassen, eigentlich bei den Initiativen, die Uschi im Vorfeld von Staudtes 100. Geburtstag angestoßen hat. Damals haben wir unter anderem dafür gesorgt, daß an Staudtes Geburtshaus in der Mainzer Straße eine Plakette angebracht wurde. Wir haben ein Radio-Feature gemacht. Vor allem aber haben wir gemeinsam ein Buch

herausgegeben mit dem programmatischen Titel *Courage und Eigensinn*.

Schmidt-Lenhard: In diesem Titel zeigt sich der Grund für meine Faszination an Staudte, seinem Werk und der zeitgenössischen Rezeption dieses Werkes. Staudtes gesellschaftspolitische, analytische Wahrnehmung ist spannend, und wie auf seine Filme reagiert wurde, genauso!

Die Geschichte von Wolfgang Staudte als Filmschaffendem und Schauspieler nimmt ihren Anfang bereits im Deutschland der frühen dreißiger Jahren. Aber er hatte einerseits 1940 eine Komparsenrolle in Jud Süß. Andererseits wurde 1944 einer seiner eigenen Filme, Der Mann, dem man den Namen stahl, verboten. Wie paßt denn das zusammen?

Schmidt-Lenhard: Gegen Ende dieser Zeit fand das, was man in der Sprache der Filmdramaturgie als »Wendepunkt« bezeichnet, in Staudtes Leben statt. Schon Mitte der zwanziger Jahre war er wie sein Vater Theaterschauspieler. Die beiden spielten zum Teil gemeinsam in Stücken der Berliner Volksbühne. Da war Staudtes Mutter schon tot. 1933 erhielt er Berufsverbot. Um Geld zu verdienen, arbeitete er als Radio- und Synchronsprecher und drehte von 1935 bis 1940 mehr als hundert Werbefilme. Hier lernte er seine exakte, auf die Pointe gedrehte Filmbildsprache. Und er wurde öfter als Kleindarsteller angefragt. In dieser ganzen Zeit, so erzählte er später, habe er nur unauffällig durchkommen wollen. Die Komparsenrolle in *Jud Süß* hat daran zunächst nichts geändert, auch wenn sie für ihn einen Sonderfall darstellte. Nächstelang vorher hätten er und seine Schauspielerkollegen dar-

über diskutiert, was man da machen solle. Schließlich hätten sie mitgemacht. Und haben sich besudelt. Aus Feigheit, hat Staudte später unumwunden zugegeben, sei er schuldig geworden. Und seit ich das gelesen hatte, war ich fasziniert von diesem Menschen und wollte mehr über ihn wissen. Genauso übrigens wie Malte Ludin, den wir in unserem Buch befragt haben. Malte Ludins Vater war als Kriegsverbrecher 1946 hingerichtet worden. Und erst über den Umweg über Staudte – Ludin hat 1996 eine Biographie über Staudte geschrieben – war es ihm möglich, sich mit seinem Vater auseinanderzusetzen.

Lenhard: Die Sache mit dem verbotenen Film hätte Staudte leicht das Leben kosten können. In den vierziger Jahren begann er nämlich als eine Art Nachwuchsregisseur Unterhaltungsfilme zu drehen. Und gleich eine seiner ersten Arbeiten war diese Komödie über Auswüchse staatlicher Bürokratie. Staudte hielt das wohl für harmlos. Aber die Zensurbehörde hatte eine andere Vorstellung von Komik, verbot die Aufführung, und Staudte verlor seine UK-Stellung. Damit wäre er nun reif für die Ostfront gewesen. 1944. Eine Intervention des

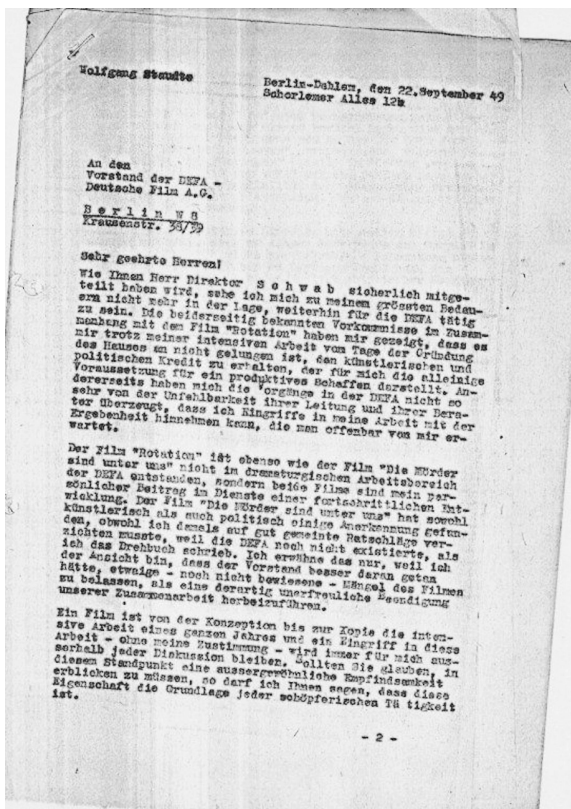
einflußreichen Heinrich George hat ihn davor bewahrt.

Aber welche Auswirkungen hatte diese Zeit auf die Entwicklung von Staudtes politischem und gesellschaftlichem Engagement vor allem innerhalb seiner frühen Nachkriegsfilme? Mit dem Film Die Mörder sind unter uns, einer DEFA-Produktion, hat er 1946 den ersten deutschen Nachkriegsfilm überhaupt gedreht. Was hat ihn da geprägt und später getrieben?

Schmidt-Lenhard: Der Film war eine sehr eruptive Verarbeitung einer Kriegserfahrung Staudtes. Er hatte sich in den letzten Kriegstagen versteckt und war einem Apotheker aus seinem Viertel über den Weg gelaufen, der der SS angehörte. Der hätte ihn fast noch erschossen. Damals hatte Staudte sich gefragt, was er wohl machen werde, wenn er diesem Mann nach dem Krieg wieder begegnen würde. Fürs erste schrieb er mit Unterstützung seines Vaters ein Exposé mit dem Titel *Der Mann, den ich töten werde*.

Nach Kriegsende hat er bei den vier Besatzungsmächten wegen einer Verfilmung vorgesprochen. Alle außer den Russen lehnten ab. Der Titel und der Schluß änderten sich. Und durch die Arbeit an dem Projekt *Die Mörder sind unter uns* entwickelte Staudte ganz neue Ideen. Er wurde zum bedingungslosen Pazifisten, der aus dem Eingeständnis seiner Schuld aus Feigheit fortan in seinem Leben und Werk gesellschaftliche Verantwortung übernehmen wollte. *Die Mörder* lief außerordentlich erfolgreich, besonders im Ausland. Für Angel Wagenstein, den bulgarischen Schriftsteller, war Staudte ein »Botschafter des Vertrauens«, der einen ehrlichen Film über eine nationale Katharsis gemacht habe. Hierzulande aber waren viele Menschen sehr lange Zeit nicht in der Lage, dieses Verdienst Staudtes so zu sehen.

In Staudtes Nachlaß, den wir jetzt nach Saarbrücken ausgeliehen haben, findet sich ein beeindruckendes Schreiben aus dem Jahr 1945. Quasi euphorisch beschreibt Staudte darin diesen Wunsch nach Katharsis. Wie sich Deutschland nun reinigen kann, nachdem das Übel überwunden sei. »Dadurch«, schrieb Staudte, »daß ich in der Stadtmitte die letzten Tage von Berlin erlebt und die ganzen Schrecken eines furchtbaren Krieges mit eigenen Augen gesehen habe, bin ich das geworden, was ich selbst niemals erwartet hätte – ein politisch umstrittener Regisseur!«

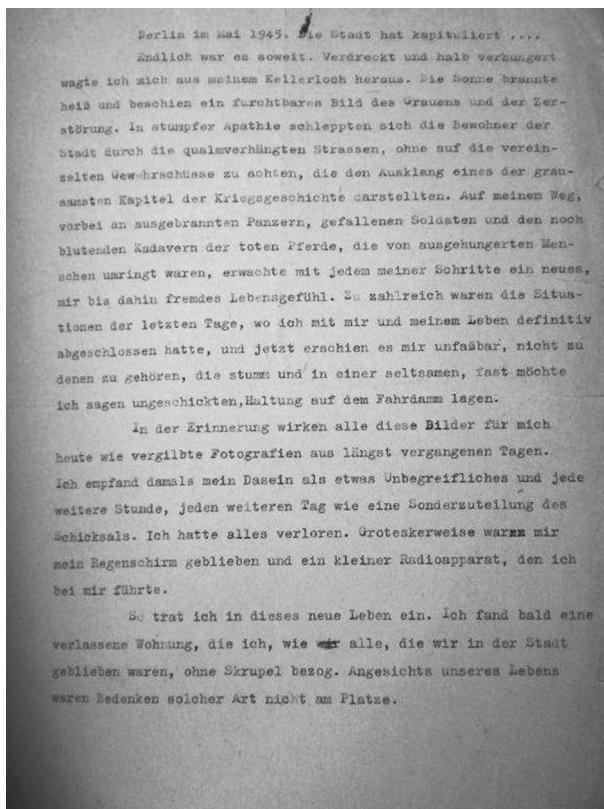


1951, ebenfalls als DEFA-Produktion, kommt sein wohl bekanntester Film *Der Untertan* heraus. Auch der wurde erst spät – 1957 gekürzt und ab 1971 ungekürzt – in der BRD aufgeführt. Welche Gründe lassen sich dafür anführen?

Schmidt-Lenhard: Ja, der Film wurde mit außergewöhnlich großem Erfolg in mehreren europäischen Ländern gezeigt, durfte aber offiziell nicht in Westdeutschland gezeigt werden. Als Folge der sich zuspitzenden Ost-West-Blockbildung. Es gab allerdings einige inoffizielle Aufführungen. Auch durch Studenten. 1953 wollten Studenten den Film in Frankfurt zeigen, aber ausgerechnet Max Horkheimer, der damalige Rektor der Frankfurter Uni, sprach sich gegen die Vorführung aus. Er befürchtete Krawalle seitens der schlagenden Verbindungen, die in dem Film ja äußerst satirisch lächerlich gemacht wurden. Ab 1954 gab es in der BRD den sogenannten interministeriellen Filmausschuß, der auf Betreiben des Verfassungsschutzes und des Innenministeriums eingerichtet worden war. Er entschied über die Einfuhr »sowjetzonaler« Filmprodukte. Wenn die Einfuhr

eines sowjetzonalen Films erlaubt wurde – so funktionierte der innerdeutsche Kulturaustausch –, mußte umgekehrt versucht werden, bundesdeutsche Filme in der Sowjetzone bei den dortigen Instanzen durchzukriegen. Die Bonner Ministerialbeamten lehnten den *Untertan* zweimal ab, ohne Begründung. Aus Andeutungen hatte man erfahren, daß man an einer Dialogzeile Anstoß genommen habe: »... und heute sollen wir uns wieder mit Kommißstiefeln treten lassen« und daran, daß sich die Arbeiter als »Genossen« anreden. Der Filmausschuß konnte Filme aus dem Osten aus nicht klar definierten Gründen ablehnen, wenn man sie als politisch tendenziös erachtete. So hieß das damals. Das Wirtschaftsministerium, das andere Interessen hatte, setzte 1956 durch, daß nur noch Filme abgelehnt werden durften, wenn sie gegen den Paragraphen über die »Herstellung verfassungsverräterischer Publikationen« verstießen. Die Beschäftigung mit Staudte und der Rezeption seiner Werke ist also auch eine intensive Entdeckungsreise über damalige Geisteshaltungen! Mit Auflagen wurde der Film 1957 freigegeben. Um mehr als zehn Minuten gekürzt: um die Szene, in der die kaiserliche Polizei einen Arbeiter erschießt und um die Schlussszene. Die ist eine über den Roman hinausgehende Erfindung Staudtes, in der er behauptet, daß es einen Zusammenhang gibt zwischen Wilhelminischen Tugenden und der Stabilisierung der Nazi-Diktatur. Außerdem mußte ein Vorspann eingefügt werden, daß es sich beim *Untertan* um ein Einzelschicksal handelte, und keineswegs um ein Sinnbild für die Geschichte des deutschen Volkes im 20. Jahrhundert.

Textauszug aus dem Nachlaß



1955 übersiedelte Staudte nach Westdeutschland, wo ihn der Spiegel erst wenige Jahre zuvor »einen politischen Kindschopf« und »verwirrten Pazifisten« genannt hatte. Gab es für diesen Schritt Staudtes einen konkreten Anlaß?

Lenhard: Das wird immer noch oft falsch wiedergegeben. Staudte hat nie im Osten gewohnt. Damals war es noch möglich zur Arbeit zwischen Ost und West zu pendeln. Aber es ist richtig, daß Staudtes Zusammenarbeit mit der DEFA 1955 endete. Staudte hatte jahrelang an der prestigeträchtigen Verfilmung von *Mutter Courage* gearbeitet, geriet aber

immer wieder in Konflikt mit Brecht. Während der Dreharbeiten eskalierte das so, daß das ganze Projekt abgeblasen wurde. Das war natürlich teuer.

Aber es gab auch einen anderen Grund: Beide deutsche Staaten betrieben ihre Wiederbewaffnung, und dadurch wurde Staudtes Ablehnung des Militärs auch in der DDR negativer gesehen, nämlich als ›bürgerlicher Pazifismus‹. Schon 1948 in seinem Film *Rotation* hatte Staudte da Zugeständnisse machen müssen, die fast zu einem Zerwürfnis mit der DEFA geführt hätten. In einer zentralen Szene verbrennt ein Vater die Kriegsuniform seines Sohnes und sagt zu ihm: Das war Deine letzte Uniform. – Die Szene mußte raus, weil das aus Sicht der Zensur ja auch die Uniformen der glorreichen Roten Armee betroffen hätte.

Gibt es aus späteren Jahren Äußerungen zu dieser Entwicklung, gegebenenfalls auch eine Bewertung Staudtes dazu?

Lenhard: Er war enttäuscht und hat sich noch 25 Jahre später sehr bitter darüber geäußert. Trotzdem hat Staudte möglicherweise gedacht, mit der DEFA wieder ins Geschäft kommen zu können. Jedenfalls hat er 1955 noch einen provozierenden Text geschrieben, in dem er argumentiert, er sei nun einmal der ›staatsgefährdenden Ansicht‹, daß das Medium Film von Bedeutung sein könne ›für die Verständigung unter den Völkern und vielleicht sogar für die Verständigung der Deutschen untereinander‹. Aber stärker als früher bemühte er sich, mit den Filmen, die er mit aller Energie machen wollte, in denen er mit seiner Gesellschaftsanalyse dem Verleugnen und Vergessen entgegentreten wollte, in Westdeutschland voranzukommen. Das war schwer. Die Realisierung von *Rosen für den Staatsanwalt* ist einer kurzfristigen Verkettung glücklicher Umstände zu verdanken. Und um seine Ziele systematischer verfolgen zu können, hat Staudte mit anderen gemeinsam eine eigene Produktionsgesellschaft gegründet.

Schmidt-Lenhard: So entstand *Kirmes*, jener beeindruckende Anti-Kriegsfilm mit dem jungen Götz George in der Hauptrolle. Ich finde, das sieht jedenfalls so aus, als wollte er weder auf die DEFA warten noch weitere Kompromisse eingehen.

Lenhard: Daß auch Staudtes neue politische Filme in Westdeutschland ziemlich kontrovers aufgenommen wurden, hat dann wieder-

um die DDR-Propaganda zu nutzen versucht, indem sie es als Beleg reaktionären Denkens in der Bundesrepublik etikettierte. Die haben nicht bemerkt, daß sie mitgemeint waren.

Was haben uns die Filme von Staudte heute noch zu geben?

Schmidt-Lenhard: Unter einem historischen Aspekt läßt uns der Blick auf die Rezeption seiner Filme den damaligen Zeitgeist erstehen. Staudte hatte sich immer die inhaltliche Auseinandersetzung mit seinen Filmen gewünscht, eine Diskussion über die Themen und Ausführungen. Dem wich man damals aus, wie es ja auch heute noch passiert: wenn das Inhaltliche unangenehm nah gerät, weicht man auf Formales aus. Inhaltlich und biographisch beeindruckten uns Staudtes Vorbild und sein unermüdlicher Appell, die gesellschaftlichen Vorgänge genau zu betrachten, sich gegen Ungerechtigkeiten aufzulehnen und sich öffentlich zu äußern. Denn »Feigheit« – so haben wir ihn auf der Tafel an seinem Geburtshaus in der Saarbrücker Mainzer Straße zitiert –, »macht jede Staatsform zur Diktatur.« Diese Aktualität verblaßt nie. Die Demokratie ist fragil und gefährdet.

Lenhard: Was Staudte vor dem Hintergrund seiner Lebenserfahrung sehr genau verstanden hat, ist, daß es für Menschen fast unmöglich ist, sich innerhalb einer gefestigten Diktatur, oder verwickelt in einen kriegerischen Konflikt, noch ethisch zu verhalten. Dann plötzlich Zivilcourage zu zeigen, überfordert die meisten Menschen. Aber vorher, wenn es in relativ abgesicherten Verhältnissen darum geht, mit relativ wenig Aufwand und Risiko Position zu beziehen, gibt es für Staudte keine Entschuldigung.

Schmidt-Lenhard: Es gibt eine wunderbare Stelle in *Rosen für den Staatsanwalt* über das Schweigen, das Sich-nicht-Einmischen. Das einstmals die Nazis an die Macht brachte und derzeit die Verrohung unserer Gesellschaft durch die kapitalistische Ellbogen-Mentalität voranbringt.

Ausgerechnet mit dem mutigen Kabarettisten Werner Finck besetzte Staudte die Rolle eines Mannes, der sich am Biertisch erst gegen das Unrecht lauthals aufregt, um sich dann später zum Schaden eines anderen kläglich dafür zu entscheiden, doch lieber zu der großen Zahl der Stillen im Lande zu gehören. Solche Einsichten und Appelle sind überzeitlich.

Und die Parallelen in den Entscheidungskonflikten unserer Zeit sind mit aufmerksamem Blick leicht zu finden.

Neben seinen großen, bekannten Kinofilmen der Nachkriegsjahre hat Staudte später auch zahlreiche TV-Produktionen übernommen. Einiges davon scheint auf den ersten Blick eher rein unterhaltender Natur. Gibt es aber trotzdem einen roten Faden im Schaffen von Staudte, der sich auch durch diese Werke zieht?

Lenhard: Viele der Fernsehfilme sind tatsächlich reine Auftragsarbeiten, die Staudte als routinierter und zuverlässiger Handwerker gedreht hat. Er hatte Schulden abzutragen, die ihm aus dem Flop des Spielfilms *Heimlichkeiten* entstanden waren. Aber gegen Ende seines Berufslebens – da ging er schon auf die 75 zu – fand er wieder zu seinen sozialkritischen Themen zurück. Mit dem Mehrteiler *Die Pawlaks* etwa, in dem es um die Entstehung der Arbeiterbewegung geht. Und auch in der Regieverantwortung für den einen oder anderen *Tatort* setzte er eigene Akzente.

Herausragend aus seinen TV-Arbeiten sind zweifellos Der Seewolf (1971) und die Tatort-Folge Tote brauchen keine Wohnung (1973). Bemerkenswert: Der Seewolf war für die damalige Zeit recht brutal und die Tatort-Folge landete nach ihrer Erstaufführung in der ARD bis 1992 im »Giftschrank«. Der Bayerische Rundfunkrat warf ihr eine »äußerst brutale und menschenverachtende Darstellung« eines Mietbais vor. Das klingt weniger nach einem satirischen Ansatz, der sich oft in Staudtes Filmen finden läßt, sondern eher nach Wut, vielleicht sogar Zorn. War Staudte in seinen späteren Jahren vielleicht desillusioniert?

Lenhard: Staudte hat in seiner Kinozeit mehrere außergewöhnlich gute Satiren gestaltet. Dazu zähle ich auch den für damalige Verhältnisse sehr heiklen Film *Herrenpartie*, den Staudte selbst als »Satire vor dem Hintergrund einer Geislerschießung« charakterisiert. Aber er hat auch damals schon sehr ernste Filme gedreht. Wir haben über *Die Mörder sind unter uns* gesprochen und über *Kirmes*. Tendenziell ist er später wohl entspannter ans Filmemachen gegangen. Besonders desillusioniert, glaube ich, war er nicht. Gerade bei *Tote brauchen keine Wohnung* zeigte er sich wieder kämpferisch gegen diese Versuche politischer Diffamierung, die er ja schon öfter durchzustehen hatte. Und »brutal«? Ich meine, *Der*

Seewolf wurde vom ZDF als Advents-Vierteiler ausgestrahlt. Die zerquetschte Kartoffel kann einem leid tun.

Schmidt-Lenhard: Er hatte natürlich Mißerfolge, Enttäuschungen zu verarbeiten. Aber wie es scheint, betrachtete er auch sein eigenes Leben mit einer gewissen satirischen Grundhaltung. Seine Freunde, sagte er, hielten ihn für einen ewigen Weltverbesserer, nur sei es sehr schwer, die Welt verbessern zu wollen mit dem Geld von Menschen, die die Welt in Ordnung finden.

Ich glaube, das Lachen, die Lebensfreude, war ihm unverbrüchlich eigen. Das bestätigt auch seine vierte Ehefrau, die er mit siebzig Jahren geheiratet hat. Aus dem Nachlaß läßt sich erkennen, daß er auch noch in seiner Fernsehzeit Vorarbeiten für eigene Stoffe in Exposés verarbeitete. Er hatte also wohl die Hoffnung, das eine oder andere davon umzusetzen.

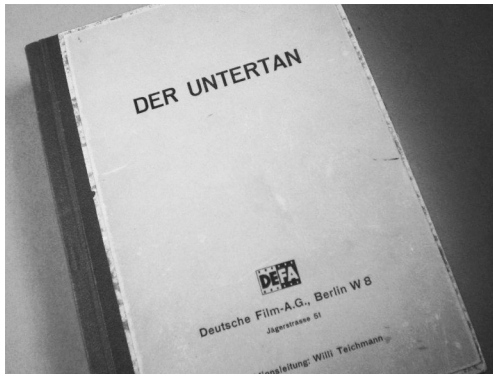
2011 wurde die Wolfgang-Staudte-Gesellschaft gegründet. Welche Aufgaben und Ziele hat sich die Gesellschaft gesetzt und worin besteht ihre Arbeit? Wie ist die personelle Situation?

Schmidt-Lenhard: Unser gemeinsames Interesse ist, die Erinnerung an diesen Menschen wachzuhalten, der, wie es in der Satzung heißt, als vorbildlich gilt in »seiner Auffassung von künstlerischer Tätigkeit in gesellschaftlicher Verantwortung«. Für mich persönlich ist er auch, nach allem, was ich bisher kenne, fast so etwas wie eine moralphilosophische Instanz, ein Lehrer.

Lenhard: Nach vorwärts gewandt würden wir gerne aktuelle (Film-)KünstlerInnen unterstützen, die in ihrem Wirken eine Seelenverwandtschaft zu Staudte erkennen lassen. Vielleicht wird es später einmal so etwas wie eine Wolfgang-Staudte-Auszeichnung geben. Aber daran werden wir noch länger arbeiten müssen, weil das öffentlichkeitswirksam nur in Kooperation mit bereits bestehenden Gremien gelingen kann. Wir haben einiges an Ideen. Die sind kostenlos.

Schmidt-Lenhard: Die personelle Situation ist die, daß wir alle bisher aus freiem Engagement arbeiten. Aber das ist so. Wenn man wartet, bis man Geld hat, wartet man manchmal vergebens und die Idee, das Interesse, das man hat, bleibt unrealisiert.

Was hat die Gesellschaft bisher erreicht?



Schmidt-Lenhard: Die Gesellschaft existiert jetzt seit knapp zwei Jahren. Da ist das meiste natürlich noch nicht realisiert. Aber erreicht haben wir auch schon einiges. Die wichtigste Aktion war, daß wir, Andreas und ich, dank der unkonventionellen Hilfe Andreas Theins vom Düsseldorfer Filmmuseum wichtige Teile des Staudte-Nachlasses mit einem Kleintransporter nach Saarbrücken verfrachten konnten und auf der Suche nach einem Partner für die sachgemäße Lagerung das Saarländische Landesarchiv gewinnen konnten. Schon allein dafür war die Gründung der WSG erforderlich. Dieses Material hätte man uns wohl kaum als Einzelpersonen anvertraut. Bisher haben wir die Zusage für ein Stipendium der DEFA-Stiftung für die wissenschaftliche Auswertung des Nachlasses. Davor aber müssen wir die archivarische Aufarbeitung des Nachlasses zu finanzieren suchen.

Lenhard: Wir haben weitere Unterstützer gefunden: Gerhard Rouget, den 2. Vorsitzenden, die VHS Saarbrücken... Dank des Vorschlages von Armin Schmitt vom LPM ist es uns gelungen, den *Untertan* von Heinrich Mann und seine kongeniale Verfilmung durch Staudte als Pflichtlektüre für die saarländische Oberstufe für zwei Schuljahre unterzubringen. In diesem Zusammenhang haben wir Weiterbildungsvorträge für die LehrerInnen gestaltet. An der Universität bieten Nils Peiler, ein überaus engagiertes Mitglied unserer Gesellschaft, und Uschi Veranstaltungen über Staudte an, ab diesem Jahr auch für reguläre Studenten. Wir sind auch mit dem Aufbau einer informativen Webseite beschäftigt.

Schmidt-Lenhard: Außerdem wird 2014, zum 30. Todestag von Staudte, durch die Kulturpolitische Gesellschaft eine Stele aufgestellt. Und außerhalb des Saarlandes sind wir natürlich auch aktiv. Im letzten Jahr hielt Nils

Peiler einen Vortrag an der Frankfurter Goethe-Universität, und Christine Semm bietet in diesem Jahr eine Veranstaltung in Kassel über die Dreharbeiten von *Rosen für den Staatsanwalt* an.

Woran arbeitet die WSG aktuell?

Schmidt-Lenhard: Es wäre wunderbar, wenn eine tragfähige Kooperation mit der Universität entstehen würde, worum ich mich bereits seit drei oder vier Jahren bemühe. Wenn die Stadt Saarbrücken und die hiesige Universität erkennen würden, welches Potential sich in Staudte verbirgt. Und seit kurzem führen wir Gespräche über die erneute Verfilmung des Staudte-Stoffes und loten die Möglichkeiten aus.

Welches sind die nächsten konkret geplanten Schritte? Was ist aktuell am dringendsten für die WSG?

Schmidt-Lenhard: Wir organisieren die paar Tausend Euro, die für die archivarische Aufarbeitung des Nachlasses notwendig sind. Denn im ersten Schritt muß nun festgestellt werden, was genau sich denn in den Umzugskisten befindet. Das muß mit Sachkenntnis gelistet werden.

Lenhard: In meiner Funktion als Schatzmeister kann ich sagen: Wir müssen weiter wachsen. Das bezieht sich auf die Zahl der Mitglieder und Unterstützer wie auf das verfügbare Budget. Vielleicht kann dieses Interview einen Beitrag dazu leisten.

Schmidt-Lenhard: Aber nicht nur materiell, nicht wahr?

Lenhard: Doch, schon.

Für die *Saarbrücker Hefte*: Bernd Nixdorf